
WACHSTUMSTHEORIE

Rezension von: Wilhelm Krelle,
Theorie des wirtschaftlichen
Wachstums; unter Mitarbeit von
Dieter Coenen, 2. Auflage 1988.
Springer-Verlag, Berlin – Heidelberg –
New York, 823 Seiten.

I.

Wilhelm Krelle, einer der nicht so überaus zahlreichen großen, mittlerweile schon älteren Männer der modernen deutschen theoretischen Ökonomie und einer der verdienstvollen Pioniere der kreativen Rezeption angelsächsischer, durch formale Methodik geprägter Theorieansätze im deutschen Sprachraum, legt mit seinem Textbuch zur Wachstumstheorie ein Werk vor, welches die mit einem derart renommierten Autor verbundenen Erwartungen insgesamt nicht enttäuscht.

In seinem Hauptteil macht das Werk die Vorzüge neoklassischer Ansätze der Wachstumstheorie transparent. Diese Schwerpunktsetzung ist nach Ansicht des Rezensenten gerechtfertigt, sind doch Wachstumsprozesse langfristige Prozesse – und langfristige Prozesse sind mindestens in den modernen Gesellschaften nicht ohne Elemente wie technischer Wandel, Faktorsubstitution und demographische Veränderungen vorstellbar. Daher muß auch der Versuch, langfristige Prozesse theoretisch nachzuvollziehen, diese Elemente enthalten und dafür ist eben die „Neoklassik“ mit ihrer Betonung substitutiver Beziehungen auf einer bestimmten Ebene der beste theoretische Rahmen. Modelle mit festen Produktionskoeffizienten scheinen dagegen vom Ansatz

her deutlich weniger versprechend zu sein. Mögen neoklassische Ansätze auf wichtigen anderen Gebieten (etwa der Erklärung von Markt- und Konkurrenzprozessen) Mängel aufweisen, so gibt es für den heute unter „Wachstumstheorie“ rubrizierten Bereich von Zusammenhängen nicht nur keine brauchbare Alternative zur Neoklassik, sondern es dürfte vielmehr recht schwerfallen, der Neoklassik die Brauchbarkeit seriöserweise abzusprechen. Wenn man die Diskussionen um die Planung langfristiger Entwicklungen (z. B. in der frühen Sowjetunion) rekapituliert, drängt sich doch manchmal der Gedanke auf, ein wenigstens irgendwo im Vorbewußten schwebender Anflug einer Einsicht in „neoklassische Zusammenhänge“ hätte manches mildern können, was sich später als „disproportionale Entwicklung“ erwiesen hat. Diese Stärken neoklassischen Begriffsinstrumentariums wird bei Krelle schön herausgearbeitet, wobei die ganze Entwicklung – beginnend mit den Anfängen bei Solow bis heute – im wesentlichen nachvollzogen wird. Kapitelweise werden Erweiterungen der Betrachtung eingeführt: Zunächst kapitalgebundener technischer Fortschritt („Jahgangsproduktionsfunktion“), dann endogenisierter technischer Fortschritt sowie endogenisierte Bevölkerungsentwicklung, Sparneigung und Vermögensverteilung. Dann wird selbstverständlich auch die Problematik erschöpfbarer und unvermehrbarer Ressourcen diskutiert, welche im Wachstumstheoriebuch von Krelle/Gabisch (1972)¹, dem „Vorgänger“ des hier besprochenen, noch nicht enthalten war, da sich dieser Bereich damals auch in der theoretischen Ökonomie erst in einem recht frühen Stadium der Reflexion befand. Explizit wird auch ein Wachstumsmodell bei Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts vorgestellt. Ebenso erfreulich wie günstig für die Lesbarkeit des Buches, über die später noch mehr zu sagen sein wird, wirkt sich

aus, daß bei Krelle immer das Anliegen deutlich wird, die ökonomische Theorie als Wirklichkeitsdeutung und nicht als rein technische Übung zu betreiben. So rückt er gelegentlich engagiert generalisierende wachstums- und wirtschaftsskeptische Tendenzen zurecht und weist darauf hin, daß die Berücksichtigung ökologischer Zusammenhänge im Wachstum schlechthin eine Selbstverständlichkeit sei. Man möchte allerdings relativierend hinzufügen: Eine Selbstverständlichkeit für den neoklassischen Ökonomen, denn gerade die mangelnde Beachtung oder Kenntnis „neoklassischer Zusammenhänge“ hat mitunter und mancherorts wohl doch zu einer Art Wachstumsfetischismus oder Produktionsfetischismus geführt, welcher seine progressive Apotheose im Sowjetsozialismus erfahren hat.

Im weiteren diskutiert Krelle Zusammenhänge des Wachstums mit dem Außenhandel (u. a.: Probleme des „kleinen Landes“) und der Einführung des Geldes, wobei ein Modell der „optimalen Inflationsrate“ vorgestellt wird. Normative Aspekte der Wachstumstheorie, welche auch Grundlage „optimaler“ langfristiger Planung sein müssen, werden anhand des klassischen Ramsey-Modells und seiner Abwandlungen erörtert. Schließlich geht Krelle auch auf von Neumannsche und Leontiefsche Wachstumsmodelle ein, obwohl diesen aus den schon erwähnten Gründen weniger Raum beigemessen wird.

Durchaus mehr als eine Alibiübung ist auch das dogmenhistorische zweite Kapitel, welches zu einigen Pionieren der Wachstumstheorie (A. Smith, D. Ricardo, K. Marx) zurückführt und deren Verdienste im Lichte und unter Verwendung eines modernen theoretischen Instrumentariums nachzuvollziehen versucht. Als Überleitung zum „neoklassischen Hauptteil“ fügen sich daran noch die im Anschluß an die Keynesische Einkommenstheorie formulierten Ansätze von Harrod/Domar an.

II.

Zum Schluß setzt sich Krelle mit der – zumal im Zusammenhang der Cambridge-Kontroverse vorgebrachten – mittlerweile wohlbekannteren – Kritik an der neoklassischen Kapitaltheorie auseinander, für die als Stichworte die „Reswitching-These“ und die Frage der Meßbarkeit von Realkapital genannt seien. Dabei werden die wesentlichen Argumente in gedrängter Form deutlich gemacht, wobei die von Joan Robinson und anderen geäußerte Kritik schließlich vor allem deswegen verworfen wird, weil der Erklärungsgehalt alternativer Konzeptualisierungen kapitaltheoretische Zusammenhänge nicht an jenen der Neoklassik heranreicht.

Auch auf die Kritik an der Grenzproduktivitätstheorie der Verteilung geht der Autor ein. Er hält die Grenzproduktivitätstheorie für vertretbar, wenn die nötigen „caveats“ bezüglich ihres deskriptiven Gehalts für reale kapitalistische Ökonomie beachtet werden. In der Tat kann es nicht die Maxime des Ökonomen sein, über die Verteilung als Ökonom überhaupt nicht aussagen zu wollen – auch nicht auf einem abstrakten Niveau und ohne methodologisch naive Ansprüche auf Deskription der Realität. Dies scheint ja tatsächlich die Maxime gewisser Kritiker der Neoklassik zu sein, welche es geradezu als Vorzug ihrer eigenen Ansätze ausgeben, daß diese verschiedene Zusammenhänge (z. B. Verteilung, Faktorsubstitution) nicht erklären. So bleibe Raum für nicht-ökonomische (soziologische, politische etc.) Erklärungsansätze, welche diesen Fragen angemessen seien. Abgesehen davon, daß solche soziologischen und politischen Ansätze von diesen Theoretikern in den seltensten Fällen wirklich vorgelegt werden, wird auch ein „aufgeklärter“ Vertreter der Grenzproduktivitätstheorie der Verteilung nichts gegen „politische“ Verteilungstheorien haben, welche die Wirklichkeit gut erklären. Allen-

falls hat er sogar einen zusätzlichen analytischen Vorteil, indem er etwa ein machtbedingtes Verteilungsergebnis vom Effizienzstandpunkt der Grenzproduktivitätstheorie der Verteilung relativieren kann.

Übrigens war auch Marx, und hier bedarf die Krellsche Darstellung einer geringfügigen Korrektur, nicht unbedingt der Ansicht, daß die Verteilung des Sozialprodukts „im Grunde eine Machtfrage, also ein soziales und politisches, aber kein wirtschaftliches Problem ist“ (790). Wenn nämlich die „Distributionsverhältnisse Produktionsverhältnisse sub alia specie (sind)“ (Marx) und die Produktionsverhältnisse aber nicht reiner Machtwillkür entspringen, sondern in einem materiell-ökonomischen Zusammenhang begründet sind, dann ist die Verteilung wohl nicht ein nur politisches, sondern mindestens *auch* ein ökonomisches Problem.

III.

Die umfassenden Perspektiven des Buches, dem man trotz eindeutiger Option für die Neoklassik nicht neoklassischen Reduktionismus vorwerfen kann, gehen aus dem Ausgeführten hervor. Was die Art der Darstellung betrifft, seien besonders zwei Vorzüge hervorgehoben: *Erstens* der knappe und präzise Stil der verbalen Argumentation, welche nicht durch den in manchen anderen (leider auch neueren) deutschsprachigen Lehr-

und Textbüchern anzutreffenden Hang zu Geschwätzigkeit getrübt ist, welche man zumal mit einer vordergründigen Anreicherung der Theorie mit Empirie im Sinne vermeintlich didaktischer Zwecke zu rechtfertigen pflegt.

Zweitens die relativ benutzerfreundliche Ausformulierung der formalen Darstellung, welche in der Regel die Ableitungen und nicht nur die Ergebnisse enthält und so die Voraussetzung für eine Verwendung als fortgeschrittenes Lehr- und Textbuch schafft (dies im Gegensatz zu manchem neueren angelsächsischen Textbuch).

Man hat in dem Werk nicht nur ein Text- und Lehrbuch zur Hand, sondern geradezu ein Nachschlagewerk zur Wachstumstheorie, da einzelne Kapitel durchaus auch „für sich“ verwendet werden können. Selbstverständlich fehlen auch jeweils nützliche Literaturüberblicke zu den einzelnen Kapiteln nicht. Wünschbar für ein Werk von solchem Format und umfassendem Charakter wäre allenfalls ein Sachregister, ein Mangel, der indessen durch die Übersichtlichkeit des Aufbaues zu einem guten Teil kompensiert wird.

Richard Sturn

1 Krelle und Gabisch, Wachstumstheorie, Berlin – Heidelberg – New York (Springer-Verlag) 1972.